

Susanne Schädlich

WESTWÄRTS,
SO WEIT ES NUR GEHT

Eine Landsuche

DROEMER

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2011 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-27543-6

2 4 5 3 1

Für sie

Eins

»Amerika ist die Katze im Sack, das sag ich dir gleich«, hat sie gesagt, als ich sie das erste Mal traf. »Es ist nie das, was du erwartest, und immer genau das, was du erwartest.«

Mir war alles recht, zerrissen, wie ich war, wie das Land, aus dem ich kam, neunzehnhundertsiebenundachtzig. Ich hatte nur eines im Sinn: weg, bloß weg, nach Westen, so weit es geht, bevor es wieder Osten wird. Das habe ich ihr nicht gesagt.

Amerika sollte frei sein, unberührt von dem, was vorher war. Es war ein Neuanfang. Zuflucht unter Palmen. *Escape to Life*. Sie hatte ihre Gründe, ich die meinen.

Jetzt bin ich auf dem Weg zurück in die Stadt, die mich gerettet hat. Seit neunzehnhundertneunundneunzig das erste Mal. Es ist ihr Wunsch, dass ich komme. Für mich ist es ein Muss.

Etwa elf Stunden noch von London. Messbar, absehbar der Start und die Landung. Doch Zeit ist trügerisch. Ich kann ihr nicht vertrauen. Sie vergeht, heißt es. Das ist ein Irrtum. Wir vergehen. Die Zeit bleibt.

Ich habe das Gefühl, als flöge ich gegen die Zeit an. In Richtung Westen wird es für mich zum zweiten Mal Mittag an diesem Tag. Obwohl ich gewinne, verliere ich. Neun Stunden mehr für mich sind neun Stunden weniger für sie. Das Flugzeug soll schneller fliegen.

Ich blicke aus dem Fenster. An den Wolken könnte ich die Zeit messen. Es sind nirgends Wolken zu sehen. Das Flug-

zeug steht in der Luft. Ich fliege hin und zurück, denke ich. Ich fliege in das, was sein wird, und in das, was war.

Trotzdem weiß ich nicht, was auf mich zukommen wird. Ich glaube, es geht um Anfang und Ende. Oder Ende und Anfang. Oder beides. Fließende Übergänge, Einschnitte. Moment. Jede Minute zählt, ich zähle jede Minute. Ich habe Angst, zu spät zu kommen. Das ist möglich, so wie sie am Telefon klang.

Bevor ich sie das erste Mal traf, hatte ein Bekannter gesagt: »Die musst du kennenlernen. Ihr werdet euch lieben«, und gab mir ihre Telefonnummer.

Ich wusste noch nicht, dass sie aus Westberlin kam, beim Film gearbeitet hatte, dreizehn Jahre älter war. Ich wusste nicht, dass sie gesungen hatte und getanzt, nicht, dass sie um den halben Erdball gereist und nur drei Monate vor mir gekommen war. Ich wusste auch nicht, dass wir nicht reden mussten, um uns zu verstehen, dass wir vieles gemeinsam hatten, auch die doppelte Sicht.

Ich weiß noch, ich traute mich nicht, sie anzurufen. Ich spreche niemals Menschen an, die ich nicht kenne. Der Bekannte sagte, »Ruf endlich an. Ihr könntet euch auch brauchen in diesem gottverdammten Amerika«.

Ich rief an. Sie sagte, »Ich bin kaum länger hier als du. Der Bekannte hat gesagt, wir sollten uns kennenlernen. Wir würden uns lieben«.

Amerika war der Beginn meines dritten Lebens. Das erste war neunzehnhundertsiebenundsiebzig zu Ende gegangen. Manche sagen, das könnten sie nicht verstehen.

Erzähle ich es eben noch einmal.

Vielleicht so: Ein Mann, eine Frau, zwei Mädchen fahren in einem Auto im Winter. Ein Ausflug? Es ist kein Ausflug.

Es ist ein Auszug. Der Mann und die Frau sind Vater und Mutter der Mädchen. Das eine ist vier. Das andere ist zwölf. Das, das zwölf ist, bin ich.

Unser Vater ist Schriftsteller. Er hat ein Buch geschrieben. Das Buch durfte nicht erscheinen in der einen Hälfte des Landes. Veröffentlichte er es eben in der anderen. Das war gut, aber schlecht für uns.

Als einem Dichter und Sänger, der in der einen Hälfte des Landes nicht auftreten durfte, gestattet wurde, in der anderen Hälfte ein Konzert zu geben, wurde er in die Hälfte, aus der er kam, nicht mehr hineingelassen. Wie andere hat auch unser Vater seinen Namen auf die Protesterklärung gesetzt. Das war gut, aber schlecht für uns.

Unser Vater und unsere Mutter haben darüber geredet, als wir mit am Tisch saßen, am Abendbrottisch beispielsweise.

Ich habe hingehört. Ich wusste vieles, was viele nicht wussten. Ich habe vieles verstanden. Nur nicht, warum Vater und Mutter nicht *mit* uns sprachen, sondern über uns hinweg.

Oder sie haben mitgeteilt. Dass es einen Auszug gäbe. Meiner Schwester nicht einmal das.

Meine Schwester hält sich mit vier an mir fest. Ich glaube, sie weiß, dass ein Ende naht. Sie hat gesehen, dass Kisten gepackt wurden. Sie hat gesehen, dass alles verschwand. Die Möbel. Die Bücher. Das Spielzeug. Die Lampen von der Decke. Die Bilder von der Wand.

Das Schlimme ist, ich kann ihr nicht sagen, wann die Möbel wieder stehen, die Bücher in die Regale eingeordnet sein werden, wann sie wieder mit dem Spielzeug spielen wird. Wann die Lampen von der Decke hängen oder die Bilder an den Wänden. Vor allem kann ich ihr nicht sagen, wo.

Das Auto ist uns Schwestern ein Schiff. Wir stehen an einer Reling. Das Ufer entfernt sich. Ich halte meine Schwester an der Hand. Wir blicken zurück, unsere Welt wird kleiner. Die, in die wir fahren, kenne ich aus Erzählungen, ich kenne Schwarzweißbilder aus dem Fernsehen. Ich wollte mehr wissen, wann immer ich sie sah. Ich wollte, dass sich die Bilder aus dem Fernsehen mit Farbe füllten. Das wollte jeder, der diese Sender sah.

Ich weiß, als ich mit meiner Schwester an der Hand an der Reling stehe und sehe, wie unsere Welt kleiner wird, um die Endgültigkeit. Das Wort hat etwas Beängstigendes, Unerträgliches. Wir verlassen unser bisheriges Leben, unumkehrbar, für immer. Das ist wie ein Tod.

Die Neugier auf das, was uns erwartet, schwindet. Angst mischt sich ein. Ich wünsche diese Einmischung nicht. Sie verunsichert mich. Angst kennt keine Behutsamkeit.

Ich verwünsche Vater und Mutter, die uns herausreißen, die uns stehlen, was wir kennen und lieben, die uns mitnehmen, irgendwohin, selber nicht wissen, wie es werden soll.

Ich verwünsche Vater und Mutter und weiß gleichzeitig, es geht nicht anders, sie können nicht anders. Sie haben getan, was sie tun mussten.

Ich weiß das und bewundere sie.

Trotzdem diese Angst. Wie eine Angst vor dem Nichts fühlt sie sich an. Sie macht mich wütend. Wütend auf das Leben. Wütend, beraubt zu werden all dessen, was vertraut ist: meiner Klarinette. Ich werde sie nie wieder spielen. Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.

Des Freundes, des ersten. Mit Tony bin ich fast jeden Nachmittag, bevor ich Klarinette spielte, ins Baumhaus geklettert, in unserem Wald, wo wir uns versteckt hielten vor Pioniernachmittagen, uns an die Hand nahmen, so, als

müsste es heimlich geschehen, und Ausschau hielten nach der Welt und uns ausmalten, wie es wäre.

Ich werde Tony nie wieder sehen. Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.

Ich bin wütend darauf, dass ich mich nicht wehren kann. Auf meine Schwester, weil sie zu klein ist, als dass ich mit ihr reden könnte.

Die Welt, die wir kennen, ist nicht mehr zu sehen. Das Schiff fährt auf offene See. Es wird still in mir.

Im nächsten Augenblick, mit gerade zwölf, bin ich erwachsen.

Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.

Ich weiß, es ist ernst. Bitterernst. So steht es in den Gesichtern der Eltern. Das sieht auch meine Schwester. Vier ist eben nicht gleich vier. Ich weiß, es kann keine Rücksicht genommen werden. Auf niemandes Befindlichkeit kann Rücksicht genommen werden, wenn wir mit heiler Haut davonkommen wollen. Das ist die Welt der Erwachsenen. Und so wird es weiterhin sein.

Obwohl ich mit Vater und Mutter erfahre, was sie erfahren, die Abschiede, die Aufregungen, die Ungewissheiten, die Zuversicht, erfahre ich es anders als sie. Erfahre es auch anders als meine Schwester. Deren Wortlosigkeit in der Welt der Großen ist nicht zu messen. Das Leben ist noch nicht zu bleibenden Bildern geworden, die ein Boden sein können, der trägt, wie mich oder die Eltern. Sie fällt ins Bodenlose, und weiß nicht, ob sie aufgefangen wird.

Darum die Sache mit dem Fisch. In der Senatswohnung in Hamburg, der ersten Stadt in der anderen Hälfte des Landes, die mit fremden Möbeln spärlich eingerichtet und kaum gastlich ist, ist ein Fisch in die Badewanne eingeritzt. Ein Defekt im Emaille soll eine Verzierung sein. Dieser Fisch

am tiefen Grunde ist für meine Schwester alles Unwägbar um sie herum.

Mit Händen und Füßen wehrt sie sich, wenn es heißt: baden. Will sich nicht in das warme Wasser setzen. Ich setze mich mit hinein, auf den Fisch. Wahrheit. Sie schillert im Verborgenen und sie entgleitet dem Fischer. Meine Schwester kreischt und flieht.

Ich wollte ihr doch nur zeigen, bei mir bist du sicher.

Die Erinnerungsbilder sind für mich Konturen in der Hälfte, in der wir neu sind. Ich kann mit den Erinnerungsbildern die Zeit zurückholen.

Kirschen stehlen. Über Zäune klettern und auf Bäume. Sommer für Sommer. Freundinnen und ich. Wir kichern und pflücken und essen in fremden Gärten. Sobald sich ein Fenster öffnet, verstummen wir. Sobald sich eine Gartenpforte öffnet, verstummen wir. Niemand hört und sieht uns.

Oder: eine schöne Frau mit dunkler Haut in unserer Wohnung. Neunzehnhundertsiebenundsiebzig.

Ich frage: »Woher kommst du?«

»Aus Ohio.«

»Wo ist Ohio?«

»Ohio ist in Amerika.«

»Ist Ohio schön?«

»Ohio ist Ackerland, Sumpfgebiet, zerklüftete Berge und dichte Wälder. Es sieht Deutschland ähnlich.«

»Welchem?«

»Ich kenne nur das andere«, sagt sie.

»Ich konnte gerne beide.«

»Wenn man nicht reisen kann, weißt du, muss man lesen. Wenn du liest, bist du auf Reisen, und niemand weiß, wohin«, sagt sie.

»Liest du viel?«

»Ich bin in einem Haus voller Bücher aufgewachsen. Wie du.«

»Ist dein Vater ein Schriftsteller?«

»Er ist Forscher. Soll ich dir etwas verraten?«, sagt sie.

»Ja«, sage ich.

»Mein Vater hat in den Fünfzigern als erster Schwarzer eine Anstellung als Chemiker bei Goodyear gefunden.«

»Ich habe über diese Zeit in einem Buch gelesen. *Getötete Angst*«, sage ich.

»Du und ich, wir haben mutige Väter«, sagt sie.

»Wie heißt du?«, frage ich.

»Rita, Rita Dove.« Ihre Fingernägel sind knallrot. »Dove bedeutet Taube.«

Ich habe mein erstes englisches Wort gelernt.

»Golubka heißt das auf Russisch«, sage ich.

Jetzt sind wir Verbündete.

Ich und die amerikanische Dichterin, die zusammen mit den anderen Schriftstellern den Schriftsteller, der unser Vater ist, in der Hälfte besuchte, in der wir noch waren und dann nicht mehr.

Wenn ich die Zeit zurückhole, habe ich Boden unter den Füßen. Plötzlich wird er mir entzogen, wie von unsichtbarer Hand. Ich renne dagegen an. Alles ist unsicher. Auch Vater und Mutter.

Die Schwarzweißbilder aus dem Fernsehen sind farbig, lebendig, echt. Ich bewege mich in ihnen, aber ich bin das Negativ, die Umkehrung von allem. Ich kann nicht darüber reden. Die, die da sind, wo wir herkamen, verstünden nicht, weil sie dächten, worüber beschwert sie sich. Die, die da sind, wo wir sind, verstünden nicht, weil sie dächten, worüber beschwert sie sich.

Je weniger Platz ich einnehme in meinem Leben, denke

ich, desto besser. Bis ich weiß, welchen Platz ich einnehmen muss. Bis dahin tue ich so als ob. Ich lächle und rede nur, wenn ich gefragt werde. Bin wortgewandt, wenn es sein muss, und lässig. Bin Jeans und Sneakers, *Rivers of Babylon* und *Don't Let Me Be Misunderstood*, wenn auch nur scheinbar. In Wirklichkeit fühle ich mich unterlegen. Ich entwickle einen tapferen Individualismus, der mich gegen alles schützen soll. Schild ohne Schwert. Dahinter verstecke ich mein anderes Leben.

Nachts träume ich: Ich schlafe. Ich wache auf. Ich suche meine Mutter. Ich kann sie nicht finden. Mein Vater ist da. Ich frage ihn, »Wo ist Mama?«

»Mama ist nicht da«, sagt er und kehrt ein Häuflein Staub auf ein Kehrblech.

Der Traum kehrte immer wieder.

Ich verordnete mir Empfindungslosigkeit. Das erste Leben nicht mehr spüren. Es existierte da, wo ich jetzt war, sowieso nicht. Wenn ich es nicht mehr spürte, vielleicht verschwand es dann.

Ich wollte jedoch nicht, dass es ganz verschwand. Dann würde ich verschwinden.

Der Bekannte, der gesagt hatte, »Ihr werdet euch lieben«, konnte nicht ahnen, dass wir, nachdem wir uns das erste Mal getroffen hatten, es in diesem gottverdammten Amerika zusammen schaffen wollten, immer irgendwie weiterwussten, trotz der Rückschläge. Davon gab es weiß Gott nicht wenig.

Sie hätte gesagt: »What the hell. Das Leben ist eine Bühne.«

Stimmt. Amerika war unsere. Manchmal sogar in Träumen:

Ich bin mit Leuten in einem Prince-Konzert. Ich sitze weit hinten, und nach ein oder zwei Songs denke ich, ich muss näher ran. Alles besetzt. Nur auf der Bühne sind Plätze frei. Plötzlich kommt sie von der Seite. Ich zeige ihr die leeren Stühle. Wir klettern auf die Bühne, setzen uns und genießen das Konzert.

Ich weiß nicht mehr, ob sie geträumt hatte oder ich.

Neunzehnhundertneunundneunzig brauchte ich Amerika nicht mehr. Ich hatte erreicht, was ich erreichen wollte. Mich hatte erreicht, von dem ich erhofft hatte, dass es mich erreichen würde. Peace of mind.

Ich konnte zurück nach Deutschland, ins geeinte. Sie nicht.

Begegnungen fanden trotzdem statt. Wenn sie zu Besuch kam. Sie fuhr nach Köln zu ihrer Mutter, manchmal schaffte sie einen Abstecher nach Berlin. Kurz konnte sie die Stadt aushalten.

Und wir schrieben uns Briefe, wir telefonierten, manchmal stundenlang. Wir haben uns nicht verloren, auch wenn sie blieb, als ich ging.

Haben uns nicht unterkriegen lassen, und jetzt kriegt es sie unter. Amerika hat sie geschafft. Nein. Falsch. Sie hat sich geschafft. Es passt zu ihr. Mir nimmt es den Wind aus der Seele.